Weihnachten 2008

weltweit

Das Magazin der Jesuitenmission

Liebe Freundinnen und Freunde unserer Missionare und Partner weltweit!

In Indien begehen etwa 18.000 Bauern im Jahr Selbstmord. Das sind in den letzten 12 Jahren mehr als 200.000. Die Kosten für Dünger und Pestizide steigen und die Preise für ihre Erzeugnisse fallen. Sie haben Kredite aufgenommen. Nicht um sich ein neues Haus oder ein noch größeres Auto zu kaufen, sondern um zu produzieren und zu überleben. Anschließend konnten sie ihre Schulden nicht mehr zurückzahlen. Ihre Schuld betrug oft nicht mehr als 1.000 Euro. Aber niemand war da, der für ihre Schulden garantierte.

Nach jahrelanger Stagnation nimmt der Hunger in der Welt wieder zu und bald werden eine Milliarde Menschen unter ihm leiden. Auf dem Welternährungsgipfel im Juni dieses Jahres wurden den vom Hunger betroffenen Ländern 12 Milliarden Dollar versprochen und bisher eine Milliarde ausgezahlt. Dies ist ein Bruchteil dessen, was die westlichen Regierungen bereitstellen, um das Finanzsystem zu retten.

An diese beiden Meldungen musste ich denken, als in den vergangenen Wochen die weltweite Finanz- und Bankenkrise im medialen Mittelpunkt stand. In den letzten Jahren hat der finanzielle Reichtum bei vielen zu einem Tunnelblick geführt, der nur noch Geld und die finanziellen Gewinnchancen sieht. Diese reduzierte Sichtweise vergisst, dass Weizen und Reis nicht nur Spekulationsobjekte sind, sondern auch Nahrungsmittel, dass nicht das Geld arbeitet, sondern reale Menschen.

Diese Krise wird alle Menschen betreffen, die Armen am härtesten. Aber eine Krise ist immer auch eine Gelegenheit zum Nachdenken und Neuanfang. Weihnachten könnte ein solcher Anlass sein. Im Mittelpunkt steht Gott, der seinen Sohn in die Welt sendet, um sie zu versöhnen. Gott zeigt uns, dass nicht Geld und Markt unsere Weltgesellschaft im letzten zusammenhält, sondern gegenseitige Achtung, Liebe und Solidarität.

Ich wünsche Ihnen ein gnadenreiches und besinnliches Weihnachtsfest und ein gesegnetes neues Jahr 2009. Für Ihre Gaben und Ihre Treue im vergangenen Jahr möchte ich Ihnen von Herzen danken.

Ihr

Klaus Väthröder SJ
Missionsprokurator

Titel „Mutter und Kind“: Eine indische Mutter hält ihr Kind im Schoß. Ihr Gesicht strahlt keine Glückseligkeit aus, sondern Erschrecken, Furcht und Sorge. Eine zeitgenössische Interpretation des Weihnachtsmotives durch den indischen Künstler Arun Pardhe.

INHALT

Ohne Würde kein Selbstvertrauen ➜ 4
L. Yesumarian SJ und A. Maria Joe SJ schreiben über die Ausgrenzung „unberührbarer“ Dalits in Indien

„Religion ist wie ein Hemd, Kaste wie eine Haut“ ➜ 7
Der indische Rechtsanwalt L. Yesumarian SJ erzählt von seinen eigenen Erfahrungen mit kastenbezogener Diskriminierung

Unsere Weihnachtsbitte ➜ 9
Helfen Sie Dalit-Kindern in Indien

Maria ➜ 10
Für unsere Weihnachtskunst malte der indische Künstler Arun Pardhe einen Marienzyklus

Die vier Asramas ➜ 17
Vier von Arun Pardhe gemalte Lebensalter als ein Wegweiser für das Altwerden

Noch nicht im sicheren Boot ➜ 20
Judith Behnen beschreibt das stille Flüchtlingsdrama in Kolumbien

Was passiert mit den alten Handys? ➜ 24
werkstatt-weltweit gibt einen Zwischenstand der Handy-Sammelaktion

„Wir leben im Kollaps“ ➜ 26
Klaus Väthröder SJ im Gespräch mit Bischof Scholz und Robert Machingura aus Simbabwe

weltweit notiert ➜ 30
Aus der Jesuitenmission: Rechenschaft, Nachrufe, Nachrichten und Leserbriefe

Ohne Würde kein Selbstvertrauen

Dalit-Kinder stoßen immer noch auf Ausgrenzung

Jesuiten in der südindischen Region Chennai haben konsequent begonnen, ihre Arbeit in den Dienst der Dalits, der sogenannten Unberührbaren, zu stellen. Ein Bericht von L. Yesumarian SJ und A. Maria Joe SJ.

Eine verzweifelte Dalit-Frau beklagt die Gewalt.

Indien ist ein Land mit vielen Gesichtern. Es gibt unglaublich schöne und faszinierende Seiten zu entdecken, aber einige Gesichter des Subkontinents tragen auch hässliche und grausame Züge. In Indien leben Millionen von Kindern, die vom Tag ihrer Geburt an ausgegrenzt und verachtet werden. Ihr Makel: Sie haben Dalits als Eltern. Dalit ist ein Wort aus dem Sanskrit und bedeutet Zerbrochene, Zertretene. So nennen sich die Dalits selbst, die für viele andere nur Unberührbare, Unreine oder Kastenlose heißen. Auch wenn die Unberührbarkeit offiziell vor über 50 Jahren abgeschafft wurde, leiden unter ihr immer noch fast 300 Millionen Dalits in Indien.

Apartheid auf indisch

Thittukaattur ist ein abgelegenes Dorf in der südindischen Region Chennai im Bundesstaat Tamil Nadu. Hier leben 23 Dalit-Familien in einem abgegrenzten Wohnviertel. Sie sind umzingelt von 400 Familien aus oberen Kasten, ohne deren Erlaubnis sie ihr Viertel nicht verlassen dürfen. Die Dalits sind völlig abhängig von den oberen Kasten. Sie leben auf engstem Raum, haben weder einen öffentlichen Ort, an dem sie sich treffen können, noch Straßen und nur ein einziges Licht für alle. Selbst

ihr Trinkwasser müssen sie von den oberen Kasten beziehen. Zur nächsten Schule, die Dalits nicht abweist, laufen ihre Kinder vier Kilometer zu Fuß. In öffentlichen Bussen müssen die Dalits aufstehen, wenn ein Angehöriger einer oberen Kaste einsteigt, andernfalls werden sie angegriffen und zusammengeschlagen.

Jahrtausendealte Verachtung

Dörfer wie Thittukaattur gibt es leider noch viele in Indien und Gewalt gegen Dalits ist traurige Normalität. Jeder Tag wird von dem Mord an drei Dalits überschattet. Jeden Tag werden drei Dalit-Frauen vergewaltigt, 15 Häuser in Brand gesetzt, alle 20 Minuten ein Verbrechen gegen Dalits begangen. Die jahrtausendealte Ordnung des indischen Kastensystems kennt vier hierarchisch gegliederte Hauptkasten mit hunderten Untergruppen. Der hinduistischen Tradition zufolge wurde jede Kaste aus einem anderen Körperteil Gottes geboren, von dem sich ihre Stellung ableitet: Die Brahmanen entstammen dem Kopf und sind deshalb Gelehrte, andere Kasten entstammen der Schulter, den Schenkeln oder den Füßen Gottes. Und dann gibt es noch die, die überhaupt nicht von Gott geboren wurden und deshalb auch nicht als Menschen gelten: Die Unberührbaren.

Gewalt gegen Dalit-Christen

Das Christentum in Indien hat die Dalits als Menschen anerkannt. Deshalb sind viele Dalits mit der Hoffnung auf Menschenwürde und Menschenrechte zum Christentum konvertiert.

80% der Dalits leben als besitzlose Landarbeiter unter der Armutsgrenze. Aus Kuhdung formt diese Dalit-Frau Fladen, die als Brennmaterial dienen.

Und obwohl viele der Inder die Rechte der Dalits achten, gibt es traditionelle Kasten-Hindus, die wollen, dass die Dalits ihre Sklaven bleiben. Die jüngsten Gewalttaten gegen Christen in Orissa und anderen Bundesstaaten wurzeln in diesem Problem. 95% der Bewohner Orissas sind Hindus, lediglich 1% Christen. Es gibt keinen Anlass, warum sich Hindus von Christen eingeschüchtert fühlen sollten, zumal Orissa der erste indische Staat ist, in dem ein Anti-Konversions-Gesetz verabschiedet wurde. Nicht die Religion ist die Ursache für die Ausschreitungen, sondern die Kaste. Mehr als 85% der Christen in Orissa sind Dalits und Tribals, wie die Ureinwohner Indiens genannt werden. Die zunehmende Bildung und ein bescheidener Aufstieg der christlichen Dalits haben den Kasten-Hindus zufolge das soziale Gleichgewicht der Kasten-Ordnung zerstört. Deshalb haben sie begonnen, die Dalits und die Tribals im Namen der Religion zu bekämpfen, um sie wieder unter ihre Kastenhegemonie zu zwingen.

In Abendschulen erhalten Dalit-Kinder auf den Dörfern Förderunterricht. Bücher und Hefte werden über Spenden finanziert.

Ohne Bildung geht nichts

Fast 80% der Dalits leben in ländlichen Regionen als besitzlose Landarbeiter. Sie sind ungebildet und deshalb auch chancenlos. 90% der in einer Art Leibeigenschaft gefangenen Arbeiter sind Dalits. Um ein Kind der Dalit aus der Armut zu befreien, spielt Bildung eine Schlüsselrolle. Ein zweiter zentraler Faktor ist das Recht auf Landbesitz, um Dalit-Familien aus der Schuldknechtschaft zu befreien. Im Norden Tamil Nadus sind 75% der Christen Dalits. Um hier den Arbeitsschwerpunkt der Jesuiten mit den Dalits zu stärken, wurde diese Region vom Orden im Jahr 2007 zur selbständigen Chennai Mission ernannt.

Die Chennai Mission

Das Wirken des Ordens hat hier auf allen Ebenen die Stärkung und Begleitung der Dalits zum Ziel. Durch ein Netz an eigenen Schulen, kleinen Internatshäusern in der Nähe von staatlichen Schulen, den sogenannten Hostels, sowie durch Abendunterricht wollen wir jedem Dalit-Kind die Tür zur Bildung öffnen. „Seit ich hier im Paathai Hostel lebe, strenge ich mich in der Schule viel mehr an“, erklärt der 14-jährige Vimal Raj. „Jetzt traue ich mir zu, in meinem Leben etwas zu erreichen. Ich will später einmal genauso wie die Jesuiten für mein Dorf arbeiten, denn ich weiß, was es heißt, als Dalit schlecht behandelt zu werden.“ Vimal ist ein Dalit aus einer armen Tagelöhnerfamilie eines Dorfes, das wegen brutaler Ausschreitungen in die Schlagzeilen geriet.

Das Stigma überwinden

Neben schulischer Ausbildung für Jungen und Mädchen haben wir für Schulabbrecher, ältere Jugendliche und Dalit-Frauen viele berufsvorbereitende und einkommenschaffende Projekte gestartet: Von der Fahrschule über die Schneiderei, Computerkurse und Abendklassen bis zu technischen Berufen. Mit unserer pastoralen Arbeit wollen wir auch in die katholische Kirche Indiens hineinwirken, in der nicht überall Dalit-Christen willkommen sind. Sehr stark sind wir in der direkten Menschenrechtsarbeit. Wir bilden Studenten vom Land zu Anwälten aus, wir leisten Rechtsberatung und vertreten Dalits vor Gericht. Das Ziel unserer Arbeit ist es, das Stigma der Unberührbarkeit zu überwinden. Unberührbarkeit zerfrisst von klein auf die Würde eines Menschen. „Marching with the Marginalized“ ist das Motto unserer Chennai Mission: „An der Seite der Unterdrückten“. Und nach diesem Motto handeln wir.

L. Yesumarian SJ / A. Maria Joe SJ

Berufschancen für junge Dalits: Neben der Schreinerei gibt es auch eine Fahrschule, eine Schweißerei und Computerkurse.

„Religion ist wie ein Hemd, Kaste wie eine Haut“

Interview mit L. Yesumarian SJ

Der indische Jesuit und Rechtsanwalt Lourdunathan Yesumarian kämpft seit Jahrzehnten für die Rechte der Dalits. Als Leiter des „Dalit Human Rights Centre“ koordiniert er die Menschenrechtsarbeit der Chennai Mission. Und da er selbst ein Dalit ist, weiß er genau, wofür er kämpft.

Welche Diskriminierung gegenüber Dalits haben Sie persönlich erlebt?

Als kleiner Junge musste ich auf öffentlichen Plätzen, in Geschäften oder auf Spielplätzen immer Abstand zu den Gleichaltrigen halten, die einer Kaste angehörten. Es war undenkbar, dass ich das Haus eines Kasten-Jungen hätte betreten dürfen. Oft bin ich verprügelt worden, weil ich als Unberührbarer versehentlich ältere Menschen oberer Kasten gestreift habe. Ich durfte keine Schuhe tragen. Wenn ich durstig war und aus einem Gemeinschaftsbrunnen trinken wollte, wurde mir oft verboten, aus dem Brunnen Wasser zu schöpfen. Als Junge war es für mich der pure Terror, durch die Straßen der oberen Kasten zu laufen. Obwohl ich in der Grundschule sehr gute Noten hatte, durfte ich nicht auf das Gymnasium wechseln, sondern musste auf der Volksschule bleiben. Als ich meinem Gemeindepfarrer sagte, dass ich Priester werden wollte, war seine Antwort: „Für einen Dalit ist es unmöglich, Diözesanpriester zu werden.“ Aus diesem Grund bin ich dem Jesuitenorden beigetreten. Denn wäre ich kein Jesuit geworden, hätte ich niemals die Chance gehabt, Priester zu werden.

Was bedeutet Unberührbarkeit heute für ein Kind?

Auch heute noch ist die Unberührbarkeit eine der schlimmsten Formen der Ausgrenzung. Unberührbarkeit macht ein Dalit-Kind machtlos, wertlos und schränkt es in seinem sozialen Leben ein. Unberührbarkeit zerfrisst die Würde eines Dalit-Kindes, so dass es sich als ein minderwertiges Wesen fühlt, nicht gleichwertig mit anderen Menschen.

Wie war der Alltag für Ihre Mutter?

Meine Mutter musste als Witwe und Dalit viele kastenbezogene Diskriminierungen erleiden. Den Dalit-Frauen in den ländlichen Gebieten war es nicht erlaubt, ihren Oberkörper und ihre Brust zu bedecken. Schon als Kind hatte ich das Gefühl, dass das eine sehr grausame Form ist, die Unberührbarkeit einer Frau zur Schau zu stellen. Meine Mutter musste auf diese entwürdigende Weise leben. Sie und auch meine Großeltern wurden von den oberen Kasten wie Sklaven behandelt.

Pater Yesumarian SJ ist einer der führenden Dalit-Aktivisten im Süden Indiens.

Stoßen Sie wegen Ihrer Arbeit auf Ablehnung?

Vor allem seitdem ich für die Landrechte der Dalits kämpfe, wurden zahlreiche falsche Anklagen gegen mich erhoben. Die Polizei hat mich ziemlich oft verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Einmal sperrten sie mich 14 Stunden lang nackt in eine Zelle und folterten mich. So etwas konnten sie sich nur erlauben, weil ich ein Dalit bin.

Ist die Diskriminierung von Dalits hauptsächlich ein Problem in ländlichen Gebieten?

Die kastenbezogene Diskriminierung ist durch alle sozialen Klassen Indiens hindurch anzutreffen. Auf dem Land zeigt sie sich offener und unverblümter, in der Stadt ist sie eher indirekt und verdeckt. Der Zugang zu Bildung ist ein Weg, um Diskriminierung zu verhindern. Fast 80% der Dalits arbeiten als Tagelöhner oder als Schuldknechte in der Landwirtschaft. Der Landwirtschaftssektor profitiert sehr stark von der Ausbeutung der Dalits.

An welchem juristischen Fall arbeiten Sie momentan?

Die Dalit-Christen in Indien sind doppelt benachteiligt, sowohl vom Staat wie auch von der Zivilgesellschaft. Als Christen haben sie nicht die gleichen Rechte und Chancen wie die anderen Dalits, die Hindus, Sikhs oder Buddhisten sind. Der indische Staat diskriminiert christliche Dalits auf Grund ihrer Religion. Dagegen habe ich geklagt und nach zwei Jahren juristischen Kampfes habe ich diesen Fall kürzlich vor dem Obersten Gerichtshof in Chennai gewonnen. Das ist ein Meilenstein in der Geschichte der Dalit-Christen.

Wie verhalten sich Kaste und Religion zueinander?

Die Religion in Indien ist wie ein Hemd, das bei Bedarf gewechselt werden kann; aber die Kaste ist wie eine Haut, die bis in den Tod hinein bleibt. In Indien fühlen sich Menschen, die verschiedenen Religionen, aber derselben Kaste angehören, enger miteinander verbunden als Menschen, die derselben Religion angehören, aber aus unterschiedlichen Kasten stammen. Die Kaste ist eine Kultur – eine bestimmte Art zu denken, zu handeln und zu leben.

Wenn Sie ein neugeborenes Dalit-Mädchen sehen, welche Träume haben Sie für seine Zukunft?

Mein Traum ist: Dieses neugeborene Dalit-Mädchen wächst in seinem eigenen Haus auf. Es bekommt dreimal täglich zu essen und es gibt so viel frei verfügbares, sauberes Trinkwasser, wie es nur mag. Es lebt nicht in einer abgetrennten Dalit-Kolonie, sondern darf sich frei bewegen und mit anderen Mädchen spielen. Das Stigma der Unberührbarkeit haftet nicht an ihm und es fühlt, dass es genauso viel wert ist wie ein Junge oder ein Kastenangehöriger. Es darf zur Schule gehen, studieren und in Freiheit selbst über sein Leben entscheiden. Es hat die gleichen Rechte wie alle anderen. Auch ein Dalit hat das Recht auf Würde, denn das Wort ist Fleisch geworden – durch eine Frau – und wohnt bis heute unter uns.

Interview: Judith Behnen

Sie darf nicht zerbrechen!

Helfen Sie Dalit-Kindern in Indien

Liebe Leserin, lieber Leser!

Ganz vorsichtig lugt die Kleine hervor – jederzeit bereit, den Blick schnell wieder zu verstecken. Niedergetreten und zerbrochen hat das Kastensystem Generationen ihrer Familie. Helfen Sie mit Ihrer Spende, dass nicht auch ihr dieses Schicksal widerfährt.

Unterstützen Sie die Arbeit der Jesuiten in der Chennai Mission: In 100 Dörfern haben sie bereits Abendschulen für Dalit-Kinder eröffnet, 3000 Dalit-Frauen haben eine Ausbildung erhalten, 500 junge Dalits haben es bis auf die Uni geschafft. Schenken Sie dem kleinen Dalit-Mädchen eine Weihnachtsgabe, von der es sein ganzes Leben zehren wird: Bildung und Selbstvertrauen. 30 Euro pro Monat reichen, um die schulische Zukunft und materielle Versorgung eines Dalit-Kindes zu sichern. Ich danke Ihnen von Herzen für jeden Euro, den Sie entbehren können!

Klaus Väthröder SJ
Missionsprokurator

Bitte vermerken Sie auf Ihrer Spende als Verwendungszweck: 3184 Dalit-Kinder

Maria

Mosaiksteine für ein Weihnachtsbild

Maria steht im Mittelpunkt unserer diesjährigen Weihnachtskunst. Der indische Maler Arun Pardhe hat mit unterschiedlichen Techniken seine Assoziationen zur Gottesmutter gemalt. P. Joe Übelmesser SJ, der die meditativen Texte zu den Bildern geschrieben hat, stellt Ihnen den Künstler vor.

Geboren wurde Arun Pardhe am 20. Januar 1958 im indischen Bundesstaat Maharashtra. Dort in einem kleinen Distrikt des Landes haben deutsche Jesuitenpatres seit 150 Jahren als Missionare gearbeitet und viele Menschen, vor allem aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung, sind zum Glauben an Christus gekommen. Darunter auch die Familie von Arun Pardhe. Arun war das älteste von neun Kindern, sein Vater arbeitete als Tagelöhner auf Baustellen. „Es war ein sehr hartes Leben“, sagt Arun heute im Rückblick.

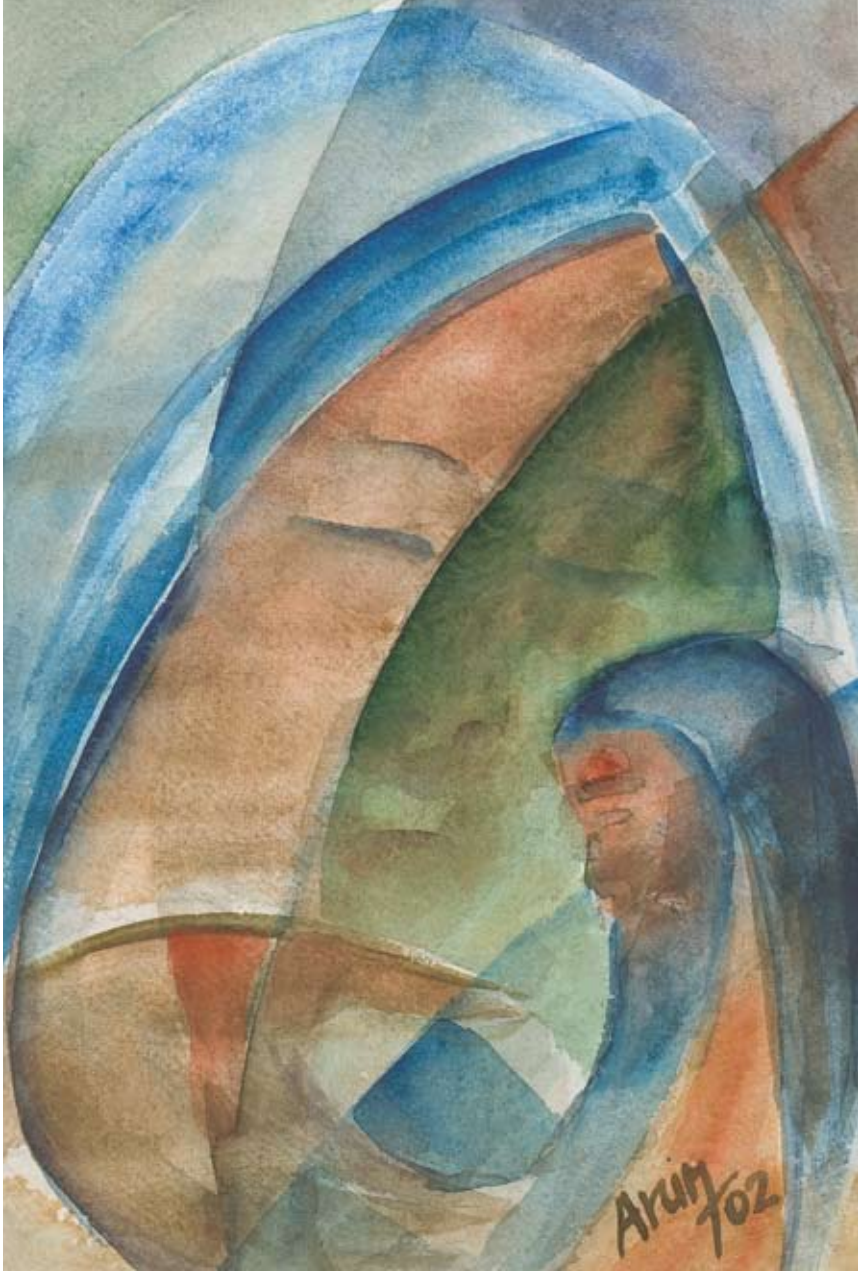
Sein Meister war Jyoti Sahi

Während seiner Schulzeit bei den Jesuitenpatres zeigte sich das künstlerische Talent des Jungen und er erhielt die Chance, in Pune zu studieren. Dort kam er schon in jungen Jahren in Verbindung mit einem großen Förderer der indisch-christlichen Kunst, dem Jesuitenpater und späteren Provinzial P. Matthäus Lederle aus Memmingen. Dieser nahm den jungen Mann - wie übrigens auch viele andere Künstler seines Volkes - unter seine Fittiche. Nachdem Arun drei Jahre als Kunstlehrer in Pune in einem Gymnasium unterrichtet hatte, erfüllte sich für ihn durch die Förderung von Pater Lederle ein Traum: Er wurde zu einem Meister in die Lehre geschickt, zu Jyothi Sahi in seinen Künstlerashram in der Nähe von Bangalore.

Schatten und Licht

Nach seiner Lehrzeit hat Arun Pardhe sich selbst in der Nähe von Bangalore niedergelassen; er hat mit seiner Frau Matilde eine Familie gegründet, der neun Kinder - acht Töchter und ein Sohn - entsprungen sind. Und er hat unaufhörlich gemalt. Viel Christliches und viele Auftragsarbeiten für Kirchen. Durch Pater Lederle und Jyothi Sahi ist die Jesuitenmission in Nürnberg mit Arun Pardhe in Verbindung gekommen. Seine Bilder haben uns von Jahr zu Jahr besser gefallen. Und so haben wir ihn dieses Jahr gebeten, für uns einen Marienzyklus zu malen. Man sieht es den Bildern dieses Marienlebens an, dass die Familie des Künstlers in diesen Monaten Schweres durchgemacht hat. Es gibt in den Bildern Schatten neben dem Licht. Sie sind zu einem Mosaik geraten und spiegeln in der manchmal nur angedeuteten Gestalt Mariens „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ (GS 1) wider. Maria ist es, die diese Angst und Trauer, aber auch die Freude und die Hoffnung mit uns allen teilt.

Joe Übelmesser SJ



Ganz unbefleckt und rein
aus Gottes Hand hervorgegangen
und auf den Farbenteppich dieser Welt gesetzt,
wo Gut und Böse eng beisammen wohnen
und Licht und Schatten durcheinander spielen.
Und so ist auch auf ihr Gesicht
die Schattenspur von Leid und Tod gefallen.

Vom Braun der Erde bis zum Rot des Feuers,
ist sie in alle Farben dieser Welt getaucht.
Sie selber hat die Farben angenommen
und sich ununterscheidbar eingefügt.
Kunstvoll gewirkt in den Tiefen der Schöpfung,
ist auch sie von der Erde genommen, wie Adam.
Tochter der Erde, Schwester der Menschen.

Als sähe sie voraus, was kommen wird;
als spürte sie bereits das Schwert,
das ihre Seele treffen wird.
Festhalten will sie dieses Kind,
wie alle Mütter tun, die ihre Söhne
bewahren wollen vor dem Schlimmen,
das täglich in der Welt geschieht.

Die nicht herausragt aus der Menge
und sich nicht vordrängt vor den andern:
wie alle anderen ihrer Menschenschwestern
holt sie das Wasser heim vom Brunnen.
Dienerin der Menschen und Magd des Herrn.
Doch ist sie ihrer Würde wohl bewusst:
Wer schwere Lasten trägt,
muss aufrecht gehen.

Zerbrochen ist die Hoffnung der Welt.
Zu einem großen M gebogen
ist der Leib des Hoffnungsträgers.
Es ist, als riefe er im Tode nach der Mutter.
Frieden will er finden in den Falten
des Mantels von Mutter Erde,
Frieden in Deinen Armen, Maria.
Du, Schaubild für alle, die Trauer tragen
und Schmerz in ihrem Herzen.

Ein blauer Saum auf weißem Gewand:
Markenzeichen der Barmherzigkeit.
Ein Heiligenschein von besonderer Art,
der sich flatternd um das Haupt
deiner Schwestern schwingt, Maria.
Weitergehen soll ja, was Du gesagt hast:
Sein Erbarmen waltet von Geschlecht zu Geschlecht.

Die vier Asramas

Ein Wegweiser für das Altwerden?

Auf der folgenden Doppelseite stellen wir Ihnen vier Bilder von Arun Pardhe vor, die in einem gänzlich anderen Kontext stehen als sein Marienzyklus, aber doch zu schön sind, um Sie Ihnen vorzuenthalten.

Und in welcher Lebensphase stecken Sie gerade? Noch in der Sturm-und-Drang-Zeit? Kurz vor oder mitten in der Midlife-Crisis? In der Neuorientierung nach dem Rentenbeginn? Oder haben Sie schon die Phase der gelassenen, unerschütterlichen Altersweisheit erreicht? Moderne Hobbypsychologen lieben es, unser Leben in Phasen zu unterteilen, in denen wir je neu auf unsere Bedürfnisse und Wünsche hören und antworten sollen. Darüber haben sich die indischen Weisen schon vor Jahrtausenden Gedanken gemacht. In einem der ältesten und berühmtesten Gesetzbücher der Welt, dem indischen Manusmurti, finden wir Beschreibungen der vier Asramas oder Lebensalter, wie die indische Tradition sie verstanden hat. Arun Pardhe hat versucht, sie in vier Bildern einzufangen.

Erstes Lebensalter: Der Brahmacari
„Der junge Mann soll die heiligen Bücher der Veden studieren und zölibatär leben." Dies geschieht unter einem Lehrer, einem Guru, und durch eine asketische Lebensweise.

Zweites Lebensalter: Der Grhastha
„Nach dem Studium der Vedas soll er in der Ordnung der Haushalter leben." Heirat, Familie und die Arbeitswelt prägen dieses Stadium des Lebens.

Drittes Lebensalter: Der Vanaprastha
„Wenn der Haushalter Falten im Gesicht bemerkt und die Kinder seiner Kinder sieht, soll er sich in den Wald zurückziehen." Der Mann oder beide Elternteile sollen fortan vor allem beten und Opfer darbringen.

Viertes Lebensalter: Der Sanyassi
„Nachdem der Mensch frei von allen Bindungen geworden ist, soll er als Wanderer die letzte Phase seines Lebens fristen." Der Sanyassi ist einer, der auf alles, sogar auf die Opfer verzichtet und als wandernder Bettler durch das Land zieht.

Auch in Indien ist diese klassische Ausprägung der vier Lebensalter, wie sie im Manusmurti beschrieben wird, eine Sache der Vergangenheit. Vielleicht war die wörtliche Befolgung schon immer nur das Ideal für ganz wenige Menschen. Aber der „geordnete Rückzug" aus dem aktiven Leben und der Gedanke an Heimgang und Übergang ist doch auch bei uns heute so aktuell wie eh und je. Wenn also auch die Lehre von den vier Asramas kein exakter Wegweiser zum Altwerden sein kann, so weist er doch auf etwas hin, was uns alle irgendwann einmal angeht und einholt.

Joe Übelmesser SJ

Erstes Lebensalter:
Der Brahmacari
„Der junge Mann soll die heiligen Bücher der Veden studieren und zölibatär leben.“ Dies geschieht unter einem Lehrer, einem Guru, und durch eine asketische Lebensweise.

Zweites Lebensalter:
Der Grhastha
„Nach dem Studium der Vedas soll er in der Ordnung der Haushalter leben.“ Heirat, Familie und die Arbeitswelt prägen dieses Stadium des Lebens.

Drittes Lebensalter:
Der Vanaprastha
„Wenn der Haushalter Falten im Gesicht bemerkt und die Kinder seiner Kinder sieht, soll er sich in den Wald zurückziehen.“ Der Mann oder beide Elternteile sollen fortan vor allem beten und Opfer darbringen.

Viertes Lebensalter:
Der Sanyassi
„Nachdem der Mensch frei von allen Bindungen geworden ist, soll er als Wanderer die letzte Phase seines Lebens fristen.“ Der Sanyassi ist einer, der auf alles, sogar auf die Opfer verzichtet und als wandernder Bettler durch das Land zieht.

Noch nicht im sicheren Boot

Das stille Flüchtlingsdrama in Kolumbien

Seit über 40 Jahren leiden die Menschen in Kolumbien unter dem latenten Bürgerkrieg. Die Gewalt ist allgegenwärtig und für Außenstehende doch schwer fassbar. Judith Behnen beschreibt die Eindrücke ihres Besuches.

Es ist eine Routine ohne viele Worte. Der kolumbianische Soldat bewegt kurz Kopf und Gewehr Richtung Kofferraum und schon steigt der Fahrer, einen Schraubenzieher in der Hand haltend, aus dem alten amerikanischen Schlitten. Mit dem Schraubenzieher öffnet er seinen Kofferraum und hebt den Deckel: Bananen, nichts als Bananen. Der Soldat gibt mit einer lässigen Handbewegung sein Okay und wendet sich dem nächsten Wagen zu. Der Mann kehrt in seinen rostigen Spritfresser zurück. Sorgen um Benzinpreise muss er sich keine machen. Im ölreichen Venezuela kostet eine Tankfüllung von 40 Litern weniger als einen Euro. Das staatlich auf einem niedrigen Preis gehaltene Benzin ist damit deutlich billiger als Trinkwasser aus dem Laden. Es sind drei Schmuggelgüter, nach denen die Soldaten an der Grenze zwischen Venezuela und Kolumbien Ausschau halten: Benzin, Waffen, Drogen.

Ein Land im Krieg

Kolumbien ist ein Land im Krieg. Auch wenn nach Europa in letzter Zeit fast ausschließlich Berichte von erfolgreichen Regierungsaktionen zur Befreiung von langjährigen FARC-Geiseln wie Ingrid Betancourt dringen, ist der Konflikt zwischen offiziellem Militär, Guerilla-Gruppen wie der FARC und der ELN sowie den Paramilitärs noch lange nicht beendet. Im Gegenteil: Er zieht immer stärker die Grenzgebiete der Nachbarländer Ecuador, Panama und Venezuela in Mitleidenschaft. In Venezuela hat sich die kolumbianische

Guerilla Rückzugsgebiete aufgebaut, in denen sie mittlerweile auch hohen politischen Einfluss ausübt. „Das ist eine sehr zwiespältige Geschichte“, erklärt Carolina Jiménez, Direktorin des jesuitischen Flüchtlingsdienstes (JRS) in Venezuela. „In vielen Dörfern hier gehen die Leute bei Problemen und Streitigkeiten zur Guerilla, weil sie wissen: Die sorgen konsequent für Ordnung. Die allgemeine Kriminalitätsrate ist deutlich gesunken in Gebieten, in denen die Guerilla das Sagen hat. Das ist natürlich enorm gefährlich: Der Staat ist zu schwach und die Guerilla drängt in dieses Machtvakuum. Gleichzeitig nützt sie diese Strukturen für einen florierenden Schmuggel, um den Kampf in Kolumbien zu unterstützen.“

Flucht vor der Gewalt

Mit Carolina Jiménez fahren wir über die Weiten des venezolanischen Flachlandes. Friedlich grasende Rinder auf saftigen Weiden, kleine Wäldchen mit Laubbäumen, Palmen und Büschen. Die Wege sind lang und die kolumbianischen Flüchtlingsfamilien, die der JRS betreut, leben weit verstreut. Nach offiziellen Zahlen der Vereinten Nationen suchen 200.000 kolumbianische Flüchtlinge Schutz in Venezuela, andere Quellen sprechen von 1,5 Millionen. Als Grund für das Verlassen ihres Heimatlandes nennen sie alle einen: „Die Gewalt.“ Sofort senkt sich bei vielen die Stimme zum Flüstern. Es braucht Vertrauen, bis aus der abstrakten Gewalt konkrete Geschichten werden. Greifbar ist die Angst vieler Flüchtlinge, womöglich dem Falschen zu viel zu erzählen. „Ich war in Kolumbien Taxifahrer“, sagt ein Mann. „Eines Tages habe ich eine Regierungsdelegation zu einem Meeting gefahren und das hat der FARC nicht gefallen. Jemand kam und sagte: Besser du gehst oder dir kann was passieren.“ Seine Frau hatte bereits Verwandte in Venezuela und so sind auch sie gegangen. Jetzt leben sie mit ihren drei Kindern mitten in der venezolanischen Pampa. Als Taxifahrer arbeiten kann er hier nicht und hält sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Seine Frau ist Mitglied des JRS-Programms für Kleinkredite. Ferkel und Küken hat sie gekauft, die sie uns mit ihren Kindern stolz zeigt. Auch ein neugeborenes Kälbchen steht schlaksig in einem Verschlag. 80 Flüchtlingsfamilien hilft der JRS über das Kleinkredit-Programm, einen landwirtschaftlichen Familienbetrieb aufzubauen. Ein Problem, bei dem viele der Flüchtlingsfamilien auf die Rechtshilfe des JRS angewiesen sind: Kinder kolumbianischer Flüchtlinge dürfen in Venezuela zwar in die Schule

Carolina Jiménez, Direktorin des JRS in Venezuela (oben). Afrokolumbianisches Kind am Fluss Raposo (links). Küken als Startkapital für einen Familienbetrieb (unten).

Gestrandet in Guasdualito: 140 Kinder und Erwachsene des Indianer-Stammes der Makawan.

gehen, erhalten aber kein Abschlusszeugnis. In solchen Fällen begleiten juristisch geschulte JRS-Mitarbeiter Eltern, um für ihre Kinder ein Zeugnis zu fordern, ohne das ihnen jegliche Chance auf Studium und Ausbildung verbaut wäre. Beim jesuiteneigenen Radiosender „Fe y Alegria“ gibt es eine feste Sendezeit für den JRS, um so Fragen, Themen und Probleme der Flüchtlinge aufzugreifen.

Hängematten in der Tankstelle

Im venezolanischen Guasdualito fahren wir zu einer alten ausgedienten Tankstelle mit Reparaturwerkstatt. Sie ist seit einigen Wochen provisorische Unterkunft für fünf Großfamilien vom Indianer-Stamm der Makawan. An den Geländern der alten Hebebühne haben sie ihre Hängematten aufgespannt, die Wäsche trocknet auf dem Stacheldrahtzaun, auf einem Rost wird über offenem Feuer ein Leguan gegrillt. 140 Mitglieder der Makawan sind von ihrem angestammten Land in die Stadt geflohen. „Nach allem, was wir herausfinden konnten, gab es Streit zwischen zwei indigenen Gruppen, von denen die eine die FARC unterstützt“, erklärt Carolina Jiménez. „Auf die Familien der Makawan wurde Druck ausgeübt, ebenfalls die FARC zu unterstützen und da sind sie gegangen.“

Pater Alfredo hilft

Die Mehrzahl der Flüchtlinge jedoch bleibt im eigenen Land: Mehr als drei Millionen Binnenvertriebene gibt es in Kolumbien. Meist werden Familien in den ländlichen Gebieten von der Guerilla oder den Paramilitärs so lange tyrannisiert, bis sie ihren Grund und Boden aufgeben und Zuflucht in einer der großen Städte suchen. In der 2-Millionen Stadt Cali leben viele von ihnen im Distrikt Aguablanca. Es ist das Armutsviertel, in dem Pater Alfredo Welker SJ seit 28 Jahren lebt und arbeitet. „Im Stockwerk über unserer Gesundheitsstation haben afrokolumbianische Binnenvertriebene Unterschlupf gefunden“, berichtet Pater Alfredo. „Vor wem sie fliehen, ist für sie egal: Manchmal vorm Militär, vor den Paramilitärs oder der Guerilla. Die tun sich alle drei nicht viel, wenns um Gewalt, Drogenhandel oder einfach nur um Macht geht.“ Die afrokolumbianische Bevölkerung lebt traditionell an den Flussläufen in den ländlichen Gebieten. Und da vor allem diese Gebiete als Transportwege wichtig sind, zählen neben indigenen Gemeinschaften sowie Kleinbauern in

Pater Alfredo in Cali hilft über den JRS afrokolumbianischen Binnenvertriebenen.

den Bergen vor allem die afrokolumbianischen Siedlungen zu den Opfern des seit mehr als vier Jahrzehnten schwelenden Bürgerkrieges. Für die hart durchgreifende Politik von Präsident Uribe findet Pater Alfredo keine guten Worte: „Der setzt allein auf militärische Gewalt und ist ein dicker Kumpel der USA. Das löst überhaupt nichts.“ Da Pater Alfredo es geschafft hat, dass die Schulen, Kindergärten und Gesundheitsarbeit seines Sozialwerkes vom Staat mitfinanziert werden, unterstützt er jetzt mit freigewordenen Mitteln die Arbeit des JRS mit afrokolumbianischen Familien.

Freiwillige für den Frieden

Nicht nur in Cali, sondern auch in der Hafenstadt Buenaventura sowie in Buga, Barrancabermeja und Bogotá hat der JRS viele Programme. Es geht um Begleitung, Gewaltprävention, Konfliktarbeit, ländliche Entwicklung, einkommenschaffende Maßnahmen und Rechtsberatung. In Buenaventura ist das JRS-Team sehr jung und dynamisch. Viele Mitarbeiter sind kolumbianische Freiwillige, die nach dem Studium der Rechtswissenschaften, Soziologie, Politikwissenschaften oder Geschichte ein bis zwei Jahre für den JRS arbeiten. Mit Enthusiasmus arbeiten sie dafür, dass ihr Land endlich in Frieden leben kann. Durch ihre Arbeit mit den Binnenvertriebenen erfahren sie täglich von der hässlichen Seite der Gewalt: Entführungen, Überfälle, Zwangsrekrutierungen, Erschießungen, Vergewaltigungen, Dorfgemeinschaften, die zum Koka-Anbau gezwungen werden. Selbst für diejenigen, die den kolumbianischen Konflikt am eigenen Leib erfahren haben, ist es unmöglich, genau zu erklären, wer wo warum und mit welchen Zielen kämpft. Es ist eine undurchschaubare Gemengelage aus politischen, wirtschaftlichen und kriminellen Interessen.

Auf dem Weg der Drogen

Die Fronten des Konfliktes überschneiden sich oft mit den Routen des Drogenschmuggels: Der Weg in die USA läuft in der Regel über Panama. In Panama-City arbeitet Osiris Abrego für den JRS. Als Pastoralarbeiterin hat sie gemeinsam mit der Pfarrei Kinder-, Jugend- und Frauenarbeit im Slum Kurundú aufgebaut, der kein größerer Kontrast zu den amerikanisch wirkenden Einkaufszentren und Hochhäusern Panamas sein könnte. Auf Holzpfählen stehen grob zusammengezimmerte Hütten, das Abwasser fließt in schwarz-schlierigen Rinnsalen über den Boden, unter den Hütten stapeln sich die Abfälle, in denen Hühner picken und Kinder spielen. Hier lässt sich wirklich nur noch durch den Mund atmen, um wenigstens ein Sinnesorgan vor dem Einsturm des Elends zu schützen. Alle afrokolumbianischen Flüchtlinge, die wir hier treffen, sind sich einig: „Zurück nach Kolumbien wollen wir nicht.“ Und in diesem schlichten Satz offenbart sich auf einmal stärker als in allen Geschichten und Begegnungen zuvor das Antlitz der Gewalt in Kolumbien: Wer freiwillig das Leben in diesem Slum wählt, der muss vorher wirklich die Hölle erfahren haben.

Judith Behnen

Hauptgebiete des Koka-Anbaus. Der Konflikt in Kolumbien bleibt längst nicht mehr innerhalb der Landesgrenzen.

Nur über morsche Planken erreichbar: Hütten im Slum von Kurundú in Panama.

Her mit dem Handy!

...denn auch dein altes bringt noch was

Mehr als 2000 Handys sind mittlerweile bei unserer Sammelaktion zusammengekommen. Ein riesiges Dankeschön an alle Schulen, Pfarreien, Firmen und Privatpersonen, die so engagiert mitgemacht haben und weiterhin mitmachen werden!

Was passiert jetzt eigentlich mit den alten Mobiltelefonen? Susanne Jörg von der werkstattweltweit hat sich informiert:

Wir packten die gesammelten Geräte ins Auto und machten uns auf den Weg zur Recyclingfirma in München. Dort wurde uns der Recyclingvorgang bis ins Detail erklärt. Jedes einzelne Handy, das bei Greener Solutions ankommt, wird anhand seines Strichcodes auf seinen Wert geprüft. Die Geräte, die nichts mehr wert sind, werden – wie alle anderen Einzelteile und Ladegeräte – an zwei Wertstoffhöfe in Belgien und Holland weitergeschickt, wo sie recycelt und zerschreddert werden. Diejenigen, die nicht älter als vier Jahre sind und noch einen guten Marktwert haben, werden nach Marken sortiert. Die Hauptabnehmer dieser sortierten Handys sitzen in Hongkong, wo es den größten Secondhandmarkt für Mobiltelefone gibt. Dort werden sie repariert, eine neue Software aufgespielt und auf dem Markt weiterverkauft. Dies ist für einkommensschwache Menschen in den Ländern von großem Nutzen, wo es kaum Telefonleitungen und Festnetzanschlüsse gibt. Die Installation von Mobiltelefonnetzen ist günstiger. Über drei Viertel aller Anrufe weltweit werden heute per Handy getätigt. Für jedes noch wertvolle Handy zahlt

Greener Solutions an die Jesuitenmission drei Euros, die direkt auf das Spendenkonto für das Projekt von Pater Gunter Kroemer für bedrohte Indianervölker am Amazonas gehen. Die Recyclingfirma hat ihren Sitz in München. Da ihre Firmenphilosophie wohltätigkeitsorientiert ist, unterstützt sie karitative Einrichtungen zugunsten von Mensch und Natur.

Unsere Handy-Sammelaktion läuft noch bis 2010. Also einfach das Materialpaket mit jetzt neu gestalteter Sammelbox bei Susanne Jörg in der werkstatt-weltweit bestellen: (0911) 2346-150 oder handy@jesuitenmission.de

Mehr Infos:
www.handy.jesuitenmission.de

Fotoausstellung
„Bedrohte Völker Amazoniens“

Zu sehen vom 3. März bis 17. April 2009 im Foyer des Caritas-Pirckheimer-Hauses in Nürnberg. Ausgestellt werden Bilder des Fotografen Christian Ender, der unseren Projektpartner Gunter Kroemer begleitet hat. Er ist oft monatelang im Urwald des Amazonas unterwegs – auf der Suche nach isolierten Indianervölkern, die Schutz brauchen. Denn Großfarmer und Holzhändler dringen immer skrupelloser in die Tiefen des Amazonas vor und zerstören mit dem Regenwald auch die Lebensgrundlagen der Indianervölker.

Die Eröffnung der Ausstellung ist am 3. März 2009 um 19 Uhr. Als Begleitprogramm zur Fotoausstellung und Handy-Sammelaktion bietet die Akademie CPH in Kooperation mit werkstatt-weltweit einen Workshop für Schulklassen ab der 7. Jahrgangsstufe an.

Infos und Anmeldung:
(0911) 2346-122 / -150 oder
handy@jesuitenmission.de

werkstatt weltweit

„Wir leben im Kollaps“

Vor wenigen Wochen besuchten Dieter B. Scholz SJ, Bischof von Chinhoyi, und Robert Machingura, Diözesanpriester und Leiter des Pastoralzentrums in Chinhoyi, die Jesuitenmission in Nürnberg. Klaus Väthröder SJ sprach mit beiden über die aktuelle Lage in Simbabwe.

Simbabwe ist eines unserer Schwerpunktländer. Chinhoyi liegt etwa 150 Kilometer nordwestlich von Harare. Das Bistum Chinhoyi ist sehr ländlich geprägt und reicht bis an die Grenze nach Mosambik.

Was hat euch in den letzten Monaten in Simbabwe am meisten geschockt?

Bischof Scholz: Robert Mugabe hat im vergangenen März eindeutig die Wahlen verloren, aber es brauchte fünf Wochen, bis die Ergebnisse veröffentlicht wurden, und jedermann wusste, dass sie manipuliert worden waren. Von diesem Zeitpunkt an hat Mugabe begonnen, die Opposition physisch - nicht politisch, sondern physisch - zu eliminieren, durch Schlägertrupps, durch Folterungen, durch unverblümtes Töten. Er ist dann als einziger Kandidat zur Stichwahl im Juni angetreten und auf einmal brauchte es keine 24 Stunden, bis die Ergebnisse veröffentlicht waren, und innerhalb von 26 Stunden hatte er sich selbst schon als neuen Präsidenten vereidigen lassen und nahm als solcher an Auslandsterminen teil. Und die internationale Gemeinschaft schien absolut machtlos, gegen dieses Auftreten zu intervenieren. Robert Mugabe ist nicht der vom Volk gewählte Präsident und trotzdem bildet er die neue Regierung. Das ist für mich schockierend.

Robert Machingura: Meine Hauptaufgabe besteht darin, die pastoralen Aktivitäten in der Diözese zu koordinieren. Aber in der letzten Zeit konnten viele unserer Leute aus den Pfarreien nicht mehr nach Chinhoyi kommen, weil die Regierungspartei ganze Landstriche abgeriegelt hatte. Alle, die auch nur im Verdacht standen, Mitglieder der Opposition zu sein, wurden verfolgt. Ihre Häuser wurden zerstört, sie wurden zusammengeschlagen und gefoltert, viele haben ihr Leben verloren. Was mich am meisten geschockt hat, war die Art, wie die Gewalt von oben nach unten durchorganisiert war. Es war, als hätte die Regierung die Macht den Schlägertrupps und den Informanten des Geheimdienstes übertragen. Du wusstest nicht mehr, wem du vertrauen konntest.

Habt ihr am eigenen Leib die Gewalt erfahren?

Robert Machingura: Einige von uns haben Todesdrohungen erhalten. Priester unserer Diözese waren in der Schusslinie, weil sie in ihren Gemeinden den kritischen Pastoralbrief der Bischöfe vorgelesen hatten. Wir haben uns um Opfer der Gewalt und um Verfolgte gekümmert, ihnen Unterkünfte besorgt. Einige haben bei uns im Pastoralzentrum Schutz gefunden, andere in unseren Gemeinden. Eine Frau kam zu mir, deren Brüste fast abgeschnitten waren und ihr Rücken war vollkommen zerschlagen. Diese Frau war während eines Gottesdienstes von einem Mitglied der Parteijugend aus der Kirche gezerrt und zu einem Camp der Partei gebracht worden, wo sie und andere gefoltert wurden.

Bischof Dieter B. Scholz SJ (links) und Robert Machingura (rechts) beim Gespräch in der Jesuitenmission in Nürnberg. Außerhalb Simbabwes können beide freier über die Bedrohungen im Land sprechen.

Bischof Scholz: Gängige Praxis der Parteimilizen war, die Leute so lange mit Holzplanken zu prügeln, bis sich tiefe, offene Wunden bildeten, in die sie dann flüssigen Unkrautvernichter gossen. Die Pestizide brannten in der Wunde schnell bis zum Knochen durch und griffen die Knochensubstanz an. Ihr hattet uns von Nürnberg aus Medizin geschickt und unsere Ärzte wunderten sich, warum die Wunden nicht heilten - bis sie entdeckten, in welcher Weise die Leute misshandelt worden waren. Und weil die Schlägertrupps nicht zugelassen hatten, dass die so Gefolterten in die Krankenhäuser gebracht wurden, konnte sich das Gift tief einfressen. Das ist ein Beispiel für das Böse, das verübt wurde. Ich habe noch nie so deutlich wie in den letzten Monaten in das Antlitz des Bösen geschaut.

Wie geht ihr mit Mugabe-Anhängern innerhalb der Kirche um?

Robert Machingura: Das ist in der Tat eine große Herausforderung. Unsere Hauptaufgabe ist, alle zu entmutigen, Gewalt als Mittel einzusetzen. Wir haben Gemeindemitglieder, die der Regierungspartei Zanu PF angehören. Sie sagen: Die Kirche solle sich in keiner Weise in die Politik einmischen. Sie denken: Die Kirche solle ausschließlich beten und nicht beunruhigt sein über die Kämpfe im Land, das sei nicht ihre Pflicht. Ihre Pflicht sei es nur, das Wort Gottes zu predigen, das ein Wort der Liebe sei. Manchmal fällt es mir dann sehr schwer zu verstehen, welche Vorstellung diese Menschen von der Liebe Gottes haben.

Bischof Scholz: Ich möchte dem noch eines hinzufügen: Das war nicht die Haltung der Zanu PF während des Befreiungskampfes. Damals wollte sie sehr gerne die Einmischung der Kirche in politische Fragen - solange es ihr passte. Sobald aber heute die Kirche eine kritische Stimme erhebt, kommen sofort die Argumente, die Robert eben erwähnte. Und genau das zeigt ein wichtiges Merkmal der Regierungspartei: sie ist hohl. Sie klammert sich an die Macht, aber sie hat jegliche Substanz verloren. Und weil sie moralisch so schwach ist, kann sie keinerlei Kritik tolerieren. Sie verlässt sich allein auf brutale Gewalt. Aber sobald ihr dieses Mittel nicht mehr zur Verfügung stehen sollte, wird sie von den Leuten hinweggefegt werden.

Wie ist die momentane humanitäre Lage?

Robert Machingura: Einfach furchtbar. Es gibt so viel Hunger im ganzen Land. Auch in unserer Diözese. Die Mehrheit der Leute hat so gut wie nichts ernten können.

Woran lag das?

Robert Machingura: Unsere industrielle Landwirtschaft liegt zerstört am Boden. Und unsere Kleinbauern hatten einfach kein Geld, um Saatgut, Dünger oder landwirtschaftlichen Bedarf zu kaufen. Also gab es nur wenige, die überhaupt in der Lage waren, etwas zu säen. Dann war der Regen dieses Jahr auch nicht so gut. Im Grunde haben die Leute kein Einkommen und so sitzen sie zu Hause und die Dürre kommt, aber dieses Mal ist es schlimmer. Wir müssen bald anfangen, in Simbabwe von einer Massen-Hungersnot zu sprechen.

Was brauchen die Menschen?

Robert Machingura: Sie brauchen Nahrung. Und die ist nirgendwo im Land zu finden. Sie muss importiert werden aus Südafrika, Malawi oder Sambia. Und die Leute brauchen Medikamente. In den Krankenhäusern gibt es nichts mehr, die sind leer.

Wie hilft die Diözese?

Bischof Scholz: Wie Robert schon sagte: Alles, was wir im Moment tun können, ist Nothilfe auf jedem Gebiet: Nahrung, Bildung, Gesundheit. Wenn du ins Krankenhaus gehst, musst du dein eigenes Wasser mitbringen, dein eigenes Bettlaken, dein eigenes Essen, deine eigenen Medikamente. Du kannst ebenso gut zu Hause sterben, da hast du wenigstens deine Familie um dich herum. Darum sind die Krankenhäuser leer. Genauso die Schulen. Die meisten Schulen haben geschlossen und das akademische Jahr 2008 wurde vom Kalender gestrichen, es existiert nicht. Solange wir unter den gegenwärtigen politischen Bedingungen leben und leiden, können wir nur Nothilfe leisten. Und selbst hier blockiert die Regierung die Arbeit der Hilfsorganisationen.

Ist denn dann die Hungerhilfe im Bistum überhaupt noch möglich?

Bischof Scholz: Ja, wir verteilen Nahrungsmittel, aber ausschließlich über die kirchlichen Strukturen der Pfarreien. Die Lebensmittel werden den Pfarrern gegeben, die sie dann in den Gemeinden und Außenstationen an die Hungernden verteilen.

Ich werde häufig gefragt, ob Spenden noch sinnvoll sind: Wäre ein totaler Kollaps für einen schnelleren Neuanfang besser?

Bischof Scholz: Was heißt totaler Kollaps? Das Land ist bereits kollabiert. Was sollte noch mehr passieren, damit wir von einem totalen Kollaps sprechen können? Der Finanzsektor, das Gesundheits- und Bildungswesen, das soziale Leben: alles ist zusammengebrochen. Wir leben im Kollaps. Und es wäre unchristlich zu sagen: Lasst mehr Menschen sterben, damit die, die überleben, noch zorniger werden und sich gegen die Regierung erheben. Nein, so funktioniert es nicht. Wir müssen beides tun: Für einen Wechsel arbeiten und die leidenden Menschen unterstützen. Und ihr in Deutschland könnt uns bei beidem helfen: Durch Spenden und durch direktes Lobbying bei der deutschen Regierung.

Klaus Väthröder SJ mit seinen beiden Gesprächspartnern. In den vergangenen fünf Jahren hat die Jesuitenmission die Hungerhilfe in Simbabwe mit 3 Millionen Euro fördern können - ein herzliches Dankeschön dafür an alle Spenderinnen und Spender!

Die Nothilfe kommt an: Auf den Missionsstationen haben Schüler noch Unterricht, ohne Nahrungsmittelhilfe wäre für viele der Topf auf dem Feuer ganz leer, ohne Medikamentenhilfe könnte Patienten gar nicht mehr geholfen werden.

Warum verlieren die leidenden Menschen in Simbabwe nicht ihren Glauben?

Robert Machingura: Die Leute fühlen, dass Gott mit ihnen ist in ihrem Überlebenskampf. Für sie scheint Gott der einzige zu sein, der sie verstehen kann, weil sie von ihren eigenen menschlichen Führern in Simbabwe enttäuscht wurden. Also schauen sie auf Gott, weil er die einzige Quelle des Trostes ist, die sie haben. Und die Solidarität innerhalb der Kirche ist ein anderer wichtiger Faktor. Wir kommen als Leidensgemeinschaft zusammen, wir beten gemeinsam und wir können über gewisse Dinge sprechen, die uns einen.

Bischof Scholz: Als wir unserem Pastoralbrief den Titel „Gott hört den Schrei der Unterdrückten“ gegeben haben, war das nicht einfach unsere Erfindung, sondern eine Reflexion auf den Glauben der Menschen. Sie wissen, dass Gott ihren Schrei hört. Und vielleicht ist es ihr Glaube, der sie von einem gewaltsamen Aufstand gegen die Regierung abhält. Wir haben Gewaltlosigkeit und den Einsatz für einen gewaltlosen Wandel gepredigt und tun dies auch weiterhin. Vielleicht ist auch das eine Ermutigung für die Geduld der Menschen. Aber es mag bald passieren, dass sie sich erheben, denn wir alle haben unsere Grenzen. Die Menschen leiden, aber sie sind auch sehr zornig, vor allem die jungen Leute.

Was ist eure Hoffnung für die Zukunft Simbabwes?

Robert Machingura: Meine Hoffnung ist, dass wir eines Tages eine demokratisch gewählte Regierung haben werden, die die demokratischen Strukturen im Land wiederherstellt, denn im Moment existiert nichts davon, alles ist zerstört.

Bischof Scholz: Nach der Unabhängigkeit Simbabwes im Jahr 1980 hat man mich einen Nationalisten genannt, und um ehrlich zu sein, war ich damals ziemlich stolz darauf. Ich würde sagen, ich bin immer noch ein Nationalist. Und zwar in dem Sinne, dass ich glaube, dass die Menschen in Simbabwe auf vielerlei Weise außergewöhnlich begabt sind. In den 80er Jahren hatte Simbabwe die bestausgebildete Bevölkerung in ganz Afrika. Und dieses Potenzial ist immer noch da. Meine Hoffnung ist, dass es einen Wandel geben wird und dass nach diesem Wandel sich das Potenzial der Menschen voll entwickeln kann und sich Simbabwe erholen wird. Es leben drei Millionen gut ausgebildete Simbabwer im Ausland und sie werden zurückkommen, sobald sie können: Schwarze und Weiße.

Was haben Ihre Spenden bewirkt?

Ein Besuch bei den Guaraní-Indianern

Bilder aus dem Projekt: Rezept für den Dünger, Pferdekarren und Brunnenbohrung.

Im Herbst 2006 bat die Jesuitenmission um Spenden, um die Guaraní-Indianer in San Pedro in den Bereichen Landwirtschaft, Trinkwasser, Gesundheit und Bildung zu unterstützen. Im September diesen Jahres besuchte Missionsprokurator Klaus Väthröder SJ das Projekt im Norden Paraguays.

Mit den beiden Jesuitenpatres Filemón Torres und Hugo Fernández fahren wir zwischen riesigen, bis zu 20.000 Hektar großen Anbauflächen für Soja vorbei. Sie gehören Großgrundbesitzern, die ihre Ernte an multinationale Agrarkonzerne verkaufen. Dazwischen eingezwängt und weit verstreut befinden sich die kleinen Ländereien der Guaraní-Indianer. 30 „Comunidades“, Gemeinschaften mit jeweils 40 bis 150 Familien leben hier. Das Land der Indianer ist Gemeinschaftsbesitz und wird zur Bewirtschaftung unter den Großfamilien aufgeteilt. Wir gehen mit einer Familie auf ihr kleines Feld. Mit Stolz zeigen sie mir die Pflanzungen von Mais, Maniok, Gemüse und Erdnüssen. P. Filemón übersetzt. Am Abend werden die geernteten Feldfrüchte mit einem kleinen Pferdefuhrwerk nach Hause gefahren. Mit einigen Produkten erzielen sie auf dem Markt sogar ein kleines Einkommen.

Zwei junge Agraringenieure arbeiten mit den beiden Jesuiten zusammen. Um die Erträge der Felder zu erhöhen, unterrichten sie die Indianer in der Herstellung von biologischem Dünger, eine übel riechende Mischung aus Wasser, Kuhdung, Salz, Milch und Honig. Sie zeigen, wie man die Ernte sicher und trocken aufbewahrt. Auch die Sorgen um sauberes Trinkwasser gehören endlich der Vergangenheit an: Mit Hilfe der Spenden konnten 130 Meter tiefe Brunnen gebohrt, Wasserpumpen installiert, Leitungen gelegt und Tanks errichtet werden.

Die Guaraní-Indianer in San Pedro sind in den letzten beiden Jahren sicher nicht reich geworden. Doch durch die Hilfe der Jesuitenmission konnte gerade in der Landwirtschaft und bei der Ernährung vieles angestoßen und erreicht werden. Dafür soll ich auch im Namen von Pater Filemón und Pater Hugo herzlich danken!

Klaus Väthröder SJ

Otto Messmer SJ und Victor Betancourt SJ, Russland

Trauer um ermordete Jesuiten

Am 28. Oktober 2008 wurden die beiden Jesuiten Otto Messmer und Victor Betancourt tot in ihrer Moskauer Wohnung aufgefunden. Sie sind einem bis jetzt nicht aufgeklärten Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen.

Die Jesuitenmission trauert um Victor Betancourt (links) und Otto Messmer (rechts), die wir in ihrer Arbeit mehrfach unterstützen konnten. Vor allem Otto Messmer, dessen Mutter in Nürnberg lebt, war ein enger Freund und Partner der Jesuitenmission.

Otto Messmer wurde am 14. Juli 1961 in Karaganda im heutigen Kasachstan geboren. Seine Eltern sind ein Zeugnis dafür, wie Russlanddeutsche unter den Sowjets im Untergrund an ihrem Glauben festhielten und ihn an ihre neun Kinder weitergaben. Geprägt wurde Otto Messmer durch den litauischen Jesuitenpater Albinas, der nach seiner Zeit im Gefängnis in Sibirien von 1975 an auch in Karaganda wirkte. Pater Albinas gründete das Noviziat im Untergrund, in das auch Otto Messmer eintrat. Am 29. Mai 1988 wurde er in Riga zum Priester geweiht, wo er Theologie und Philosophie studiert hatte. In der heutigen Hauptstadt von Kasachstan, Astana, begann er seinen Dienst als Pfarrer. Die letzten Gelübde legte er am 7. Oktober 2001 in Novosibirsk ab. Seit Oktober 2002 war er der Obere der Jesuiten der Unabhängigen Russischen Region des Ordens, ein schwieriges Amt, das Otto Messmer als zutiefst friedfertiger und sanftmütiger Mensch mit Geduld und Demut ausübte.

Victor Betancourt wurde am 7. Juli 1966 in Guayaquil in Ecuador geboren. Am 14. September 1984 trat er in Quito in die Gesellschaft Jesu ein und wurde dort am 31. Juli 1997 zum Priester geweiht. Seine Studien führten ihn neben Ecuador auch nach Argentinien, nach Sankt Georgen in Frankfurt und nach Rom. Seit 2001 war Victor Betancourt der Verantwortliche für die Berufungspastoral in der russischen Region. Er war Professor am St. Thomas Institut für Philosophie, Theologie und Geschichte in Moskau, dass er seit kurzer Zeit auch leitete. Das Institut war ihm ein Herzensanliegen. Insbesondere durch die Publikationen in russischer Sprache wollte er in den Dialog treten mit der Orthodoxie und dem Atheismus.

Beide Ermordeten waren wichtige Personen in der russischen Jesuitenregion, die schmerzlich vermisst werden. Adolfo Nicolás, der Generalobere der Gesellschaft Jesu, rief die Jesuiten dazu auf, den Mitbrüdern in der Russischen Region in dieser schwierigen Lage Hilfe und Unterstützung zu geben.

Klaus Väthröder SJ

Nachruf: Bruder Werner Brand SJ, Indien

Ein Schäfer des Herrn

Bruder Werner Brand SJ auf seiner Farm in Belgaum.

Während seines Heimaturlaubes in Deutschland ist Bruder Werner Brand am 15. August 2008 gestorben. Geboren am 2. Mai 1930 in Messbach verdüsterten die politischen Verhältnisse seine Kindheit und Jugend. Wie sein Vater wurde er zunächst Schäfer. Und beim Hüten der Schafe fand er seine Liebe zu Gott, „denn da hat man viel Zeit und lernt, auf Dinge zu schauen und über die Welt nachzudenken“, wie er einmal sagte. Am 24. März 1950 trat er in die Gesellschaft Jesu ein, im Berchmannskolleg in Pullach und dann in Neuhausen. Nach den Gelübden 1952 arbeitete er noch zwei Jahre im Noviziat und ging dann als Missionar nach Indien, um die Arbeit in Pune zu unterstützen: zunächst als Koch im De-Nobili-College und später dann auf einer Farm in Belgaum, wo er 33 Jahre lebte und arbeitete. Bruder Brand liebte die Menschen in Indien. Er lernte an jedem Ort die lokale Sprache, um mit den Einheimischen zu reden, und oft hörte man ihn die ausgefallensten Ausdrücke murmeln. Mit seinem Humor, seiner direkten und zupackenden Art gewann er sofort die Herzen der Armen, mit denen er lebte und für die er sich mit ganzer Seele einsetzte.

Nord-Vietnam: Jesuit wird neuer Bischof

Hoffnung für die Kirche

P. Cosme Hoang Van Dat SJ, bislang geistlicher Leiter am Priesterseminar von Hanoi, ist zum neuen Bischof von Bac Ninh im Norden Vietnams ernannt worden. Wenige Monate nach der kommunistischen Machtübernahme von 1975 zum Priester geweiht, war der heute 61-jährige Jesuit in den schwierigen Jahren 1978 bis 1988 als Novizenmeister für die Nachwuchsausbildung im Orden zuständig. Damals befanden sich zahlreiche Jesuiten einschließlich des Provinzials im Gefängnis. Das Bistum Bac Ninh, das mehr als 125.000 Katholiken zählt, war in den vergangenen zwei Jahren unbesetzt. Bischofsernennungen gestalten sich in Vietnam trotz mancher Entspannungssignale zwischen Kirche und Staat weiterhin als schwierig. Die Jesuitenmission fördert seit langem die Ausbildung junger Jesuiten, Ordensschwestern und Katechisten in Vietnam.

Ludwig Wiedenmann SJ: 80 Jahre, 60 im Orden

Zwei Anlässe zum Feiern!

Man ist niemals zu alt für neue Dinge im Leben. Vor allem, wenn man sich wie Pater Ludwig Wiedenmann einen offenen Geist bewahrt hat. Und so fand er sich mit seinen 80 Jahren zum ersten Mal in seinem Leben im Stadium bei einem Fußballspiel des Nürnberger Clubs wieder. Und wer Pater Wiedenmann kennt, wundert sich nicht, dass er sich mittels medialer Recherche sorgfältig auf das Ereignis vorbereitet hatte und selbst in die Fan-Gesänge des Clubs einstimmen konnte. Denn gewissenhaftes Einarbeiten in neue Themen und Kulturen ist schon immer eine Stärke des promovierten Jesuitenpaters gewesen. Bereits als junger Scholastiker kam er mit der Vorgängerzeitschrift von *weltweit* in Berührung und blieb Zeit seines Lebens den Missionswissenschaften treu: als Chefredakteur der Zeitschrift „Die katholischen Missionen", als Direktor des Missionswissenschaftlichen Instituts in Aachen und seit 1998 in der Jesuitenmission. Und so hoffen wir, dass er trotz des kürzlich gefeierten Doppeljubiläums – 80. Geburtstag und 60. Ordensjubiläum – uns noch lange in der Jesuitenmission erhalten bleibt!

Thomas Kilian (links) überreicht P. Ludwig Wiedenmann (rechts) das offizielle Geschenk der Jesuitenmission: Eine Karte für das nächste Club-Spiel.

April 2009: Begegnungsreise der Jesuitenmission Schweiz

Nach Pakistan und Nordindien

Der sagenhafte Mogulkaiser Akbar (1556-1605) gilt als Beispiel eines toleranten muslimischen Herrschers. Er träumte damals davon, aus allen Religionen eine einzige neue zu formen. Als Vertreter des Christentums lud er Jesuiten aus Goa nach Lahore ein. Wir erkunden Geschichte und Gegenwart der großen Religionen im heutigen Pakistan und Norden Indiens, treffen Vertreter des interreligiösen Dialoges und erleben Ostern mit der marginalisierten Minderheit der pakistanischen Christen.

Begleitung: Toni Kurmann SJ, Jesuitenmission Schweiz; Thomas Würtz, Islamwissenschaftler
Reise: Fr. 10.4. - Sa. 25.4. 2009, Reisekosten etwa CHF 5000
Reise-Vorbereitung (verpflichtend): Sa. 24.1. - So. 25.1.2009 im Lassalle-Haus Bad Schönbrunn, CHF 220
Anmeldung/weitere Informationen: Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn, CH-6313 Edlibach.
Tel. +41 41 757 14 14,
www.lassalle-haus.org oder
www.jesuitenmission.ch

Pater Frido in Räuberzivil. Das Foto ist beim Einsatz auf einer Baustelle entstanden. In solchen Situationen haben auch die Missionare früherer Zeiten keine Amtskleidung getragen.

Räuberzivil

Zum Artikel über den Südsudan in weltweit 3/08

In meiner Jugend trugen die Jesuiten noch den Priesterhabit, wie auch bei der Wahl des neuen Generals in Rom. Es würde mich interessieren, welch geistig-geistliche Wende die SJ Missionare vollzogen haben, um sich mit dem „Räuberzivil" (Foto von P. Frido, S.4) von heute zu „entkleiden": Sogar der luth. Bischof Huber trägt heute einen quasi-röm. Priesterkragen.

H. Noirhomme, Köln

Ein gesondertes Heft?

Zu den Meditationen von Joe Übelmesser SJ

Das Magazin *„weltweit"* Herbst 2008 ist wieder ausgezeichnet und regt an, auch nächstes Jahr wieder das Mögliche für die Jesuitenmission/Jesuiten-Flüchtlingshilfe zu tun. Sehr gut finde ich auch meistens die meditativen und doch ganz geerdeten Gedichte von Pater Übelmesser SJ, diesmal: „Der Brunnen". Mir kam der Gedanke, ob diese Gedichte mit den dazugehörenden Fotos einmal in einem gesonderten Heft herausgegeben werden könnten. Auch gegen Unkostenbeitrag. Vielleicht spräche es auch andere Leser an.

Ursula Wichmann, Ettlingen

Impulse zum Nachspüren

Zur Brunnen-Meditation in weltweit 3/08

In einer früheren Ausgabe von *„weltweit"* hat sich ein Leser über die „Gedichte" von P. Übelmesser beschwert. Nachdem ich gerade „Der Brunnen" in der letzten Ausgabe gelesen habe, muss ich doch was dazu sagen. Auch wenn – oder gerade weil – diese Gedichte nicht in einem schönen üblichen Versrhythmus geschrieben sind, finde ich doch, dass sie, wenn man sich auf sie einlässt, Impuls sein können zum eigenen Weiterdenken und Nachspüren. Vielleicht ein kleiner Stein, der in unseren ruhigen Wassern etwas in Bewegung bringt! Danke an P. Joe Übelmesser und überhaupt für Ihre ganze engagierte Arbeit!

Hildegard Werling per E-Mail

Freude über zwei Berichte

Zu den Artikeln über P. Neuner SJ und Japan in weltweit 3/08

Ihre Ausgabe weltweit 3/2008 hat mir eine ganz besondere Freude bereitet: die Nachricht, dass Pater Josef Neuner SJ noch lebt und dazu seinen 100. Geburtstag gefeiert hat. Ich bin ihm das erste Mal während eines Glaubenskurses in Österreich (Ende 50er Anfang 60er Jahre) begegnet und war danach lange Jahre in regelmäßigem Kontakt mit ihm. Eine weitere Freude war der Bericht über Jesuiten in Japan. An der Sophia-Universität in Tokyo habe ich den 2-jährigen Japanisch-Sprachkurs besucht und absolviert. Während meines 8-jährigen Aufenthalts in Japan habe ich auch Professor Pater Kakichi Kadowaki SJ kennen gelernt und durfte unter seiner Leitung an den monatlichen ZEN-Meditationen sowie jährlichen ZEN-Sesshins teilnehmen. Es waren an Erfahrung unheimlich reiche Jahre, die mich geprägt haben und in der Erinnerung lebendig geblieben sind.

Edeltraud Takano-John per E-Mail

weltweit – die Jesuitenmission
Überall auf der Welt leben Jesuiten mit den Armen, teilen ihre Not, setzen sich für Gerechtigkeit und Glaube ein. Über dieses weltweite Netzwerk fördert die Jesuitenmission dank Ihrer Spenden rund 600 Projekte in mehr als 50 Ländern. Sie leistet Unterstützung in den Bereichen Armutsbekämpfung, Flüchtlingshilfe, Schulbildung, Gesundheits- und Pastoralarbeit, Menschenrechte, Ökologie und Landwirtschaft.

weltweit – das Magazin
gibt viermal im Jahr einen Einblick in das Leben und die Arbeit unserer Missionare, Partner und Freiwilligen.

Herausgeber: Klaus Väthröder SJ
Redaktion: Judith Behnen
Gestaltung: Katja Pelzner, dialog
Druck: EOS Verlag + Druck St. Ottilien
Erscheinungsweise: vierteljährlich
ISSN 1860-1057
Ausgabe: 4/2008 – Weihnachten

Bildnachweise:
Arun Pardhe (Titel, S.11-19), Sauerbeck (S. 2), Väthröder SJ (S. 4-5, S. 9, S. 27, S. 29-30, S. 32), Chennai Mission (S. 4, S. 6-7), JRS Kolumbien (S. 20, S.23), Behnen (S. 21-22, S. 27-28, S. 33, S. 35), Jörg (S. 24), Ender (S. 25), Renovabis (S. 31), Balleis SJ (S. 34)
Karten: Fischer Weltalmanach (S. 23, S. 26)

Leserbriefe bitte an:
Redaktion *weltweit*
Königstraße 64, 90402 Nürnberg
Tel. (0911) 23 46-160, Fax -161
weltweit@jesuitenmission.de
www.jesuitenmission.de

Spendenkonto: 5 115 582
Liga Bank, BLZ 750 903 00
IBAN: DE 61750903000005115582
SWIFT: GENODEF1M05

Ja, schicken Sie mir *weltweit – das Magazin der Jesuitenmission* ab der nächsten Ausgabe bitte kostenlos zu.

Name, Vorname

Straße, Nr.

PLZ, Ort

E-Mail (falls vorhanden)

Geburtsdatum (freiwillige Angabe)

An die
Jesuitenmission
Redaktion *weltweit*
Königstraße 64
90402 Nürnberg

Er kam.
Auch damals nicht
in eine heile Welt.

Er kommt.
In eine Welt,
die auch in diesen Tagen
voller Unheil ist.

Die Mutter trägt das Kind.
Ihr Kind bringt uns das Heil,
bringt uns den Frieden.

Und diesen Weihnachtsfrieden
und den Segen des Neugeborenen
wünschen Ihnen von Herzen alle
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der Jesuitenmission.

Klaus Väthröder SJ
Missionsprokurator

Spendenkonto 5 115 582
Liga Bank, BLZ 750 903 00
IBAN: DE 61750903000005115582
SWIFT: GENODEF1M05

prokur@jesuitenmission.de
www.jesuitenmission.de

Jesuitenmission
weltweit mit den Armen